

(Nachdruck verboten.)

9) Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

Nichts, gar nichts, nirgends. Der Hase mußte wirklich gestohlen sein. Vielleicht, weil er auch heute morgen an einen Diebstahl gedacht und sogar einen begangen hatte? Ach was! Eine Papierblume nehmen war doch etwas anderes als einen Hasen stehlen!

„Niederträchtiger, der Du an mein Eigentum gerührt hast!“ sagte er und ballte die Fäuste. „Heraus mit Dir, wenn Du ein Herz hast, heraus!“

„Aus, aus, aus“ — wiederholte das Echo.

Bald darauf vernahm er Melchior's Pfiff, der ihn zum Frühstück rief; langsam und still schlich er hinauf, die Augen auf den Boden geheftet. Die Rose vergaß er.

„Was hast Du?“ fragte sein Herr.

„Sie haben mir den Hasen gestohlen.“

„Den Hasen haben sie Dir gestohlen? Dann werden sie wohl auch noch anderes gestohlen haben. Das heißt also, daß Du fort gewesen bist?“

„Der Hase wird sich davongemacht haben.“ sagte Zio Pietro zitternd und kehrte sein Gesicht gegen Basilio, wie um ihm Stillschweigen aufzuerlegen.

„Ja, er wird sich davongemacht haben.“ sagte Basilio schnell.

Doch Melchior merkte, daß da etwas vorgefallen war; er betrachtete den Vater, dann Basilio, schwieg jedoch, und sein düsterer Blick ging in die Ferne.

Später, nachdem die Ziegen getränkt waren, fand er auf der hellen, sonnenbeschieneenen Königskerze die große, brennend-rote Rose; ein Blutstücken hätte ihm nicht größeres Staunen erregt. Er nahm die Rose, betrachtete sie und piffte Basilio, der noch immer nach seinem Hasen suchte. Als er ihn kommen sah, legte er die Hände auf den Rücken, um die Rose zu verbergen. Wie er da stand im Sonnenschein, glänzten seine Augen gelblich.

„Hast Du den Hasen wieder gefunden?“ rief er Basilio entgegen.

„Nein!“

„Das heißt also, daß er gestohlen worden ist?“

„Ich weiß nicht.“

„So, Du weißt nicht? Aber ich weiß es, Du junger Fuchs, ich weiß, daß Du heute morgen die Ziegen allein gelassen hast. Wo bist Du gewesen? Sprich und sage die Wahrheit, sonst werde ich sie Dir mit der Seele zusammen herausholen!“

„Aber, Zio Melchior, ich bin nirgends hingegangen, was seht Ihr mich mit solchen Augen an . . .“

„Wer ist denn hier gewesen? Ich will es wissen! Sofort! Die Herrschaften vom Berge vielleicht?“

„Niemand, Zio Melchior, niemand, bei meiner Seele, oder Ihr sollt mich nie wiedersehen!“

„Verfluchter Bengel!“ schrie Melchior außer sich, „ich werde Dir Deine Lügen austreiben! Und wer anders als Du hat diese Rose hier aufgesteckt, wer? Siehst Du sie oder siehst Du sie nicht?“

Er warf ihm die Rose ins Gesicht und schüttelte ihn bei den Ohren.

Da er Melchior noch nie so erzürnt gesehen, fürchtete Basilio sich; und wohl wissend, daß er von Zio Pietro nichts zu befürchten hatte, sagte er alles; die Rose aber hatte er in der Kirche „gefunden“.

Melchior hörte ihm begierig zu; es war ihm, als ob er noch von den bösen Träumen der letzten Nacht gequält werde; und während Basilio's Ohren von seinem festen Griffe brannten, röteten sich die seinen vor Zorn und Scham.

„Und das hat mein Vater getan!“ schrie er auf, und schlug sich auf die Hüften. „Gott, o Gott! ist der Alte denn verrückt? Es ist ja nicht möglich, und dieser Bengel lügt. Sieh so zu erniedrigen, mit der da sprechen . . . und im Hause jener Leute sitzen und trinken. Oh Dio, Dio mio! was widerfährt mir, in welche Grube bin ich gefallen? Sie wollen mich verderben, sie wollen mich morden. Warte nur, warte!“

Er eilte fort und Basilio hinter ihm her, fürchtam und schweratmend.

„Das habe ich angerichtet,“ sagte er sich. „Jetzt wird er seinen Vater totschlagen, dann wird er mich totschlagen und uns in eine Kluff werfen, wo uns niemand mehr sieht. Soll ich nicht lieber fortlaufen?“

Doch größer noch als seine Furcht war seine Neugier und er lief hinter seinem Herrn her, nicht etwa, um dem Alten zu Hilfe zu kommen, sondern um zu sehen und zu hören, denn er begriff noch nicht recht, was das für eine Geschichte zwischen seinem Herrn und Paska war. Ihre Gespräche über das Mädchen hatte er immer nur teilweise gehört; jetzt wollte er aber einmal alles wissen. Doch in seinem Laufe schien Melchior sich zu beruhigen; an der Gartenhecke blieb er stehen, kehrte sich um, ließ Basilio herankommen und sagte ihm:

„Du kennst jetzt jenes leichtsinnige Ding, wenn Dir Dein Leben lieb ist, geh' zu ihr und suche sie unter vier Augen zu sprechen; sage ihr, und ändere auch nicht ein Wort, sonst werde ich Dir Deine Augen ändern! Sag' ihr so:

„Mich schickt Melchior Carta, Dein Vetter, und er läßt Dir sagen, daß Du fortgehen sollst, verstehst Du, noch heute fortgehen und nach Nuoro zurückkehren; Du sollst ihn nicht ins Verderben bringen, sonst wird es mit Deinem Spaß vorbei sein.“ Weiter nichts, aber das sage ihr. Also wie wirst Du sagen?“

„Ich werde sagen: Mich schickt Melchior Carta, Dein Vetter, und er läßt Dir sagen, daß Du fortgehen sollst, noch heute fortgehen und nach Nuoro zurückkehren. Du sollst ihn nicht ins Verderben bringen, sonst wird es mit Deinem Spaß vorbei sein.“

„Gut so! und sage ihr auch noch, sie solle nur nicht glauben, daß ich den Alten zu ihr geschickt habe, oder zu ihrer Herrschaft, der Teufel soll sie holen. Sag' ihr, daß ich mich vor keinem fürchte, daß ich auf ihre Herrschaft pfeife und daß ich mit ihr noch nicht abgerechnet hätte. So, jetzt geh', laufe!“

Basilio machte sich widerwillig auf den Weg, verspürte aber doch ein heimliches Vergnügen bei dem Gedanken, Paska wiederzusehen und vielleicht das Hündchen zu erwischen; er hatte indes noch keine hundert Schritte gemacht, als sein Herr ihn zurückrief.

„Was wollt Ihr denn noch?“ schrie er ärgerlich.

„O, schreie nur nicht, sondern denke daran, daß ich auch mit Dir noch nicht fertig bin. Nimm dies und trage es dahin zurück, wo Du es „gefunden“ hast.“

Er warf ihm die Rose zu, weil er dachte, daß dies ein passender Vorwand dafür sei, daß Basilio nochmals zu dem Kirchlein hinaufstieg.

„Sucht mir doch den Hasen wieder,“ bat Basilio. „Sprecht ein Credo zum heiligen Antonius, daß Ihr ihn wieder findet.“

Melchior ging zur Hütte, einigermaßen beruhigt, und entschloffen, sich freundlich mit seinem Vater zu verständigen, und ihn zu bitten, solche Schritte nicht wieder zu tun.

Zio Pietro saß vor der Hütte, ein blaues Taschentuch um die Schultern geschlagen, und kämmte sich mit einem alten, hölzernen Kamm; die silberweißen Haare glänzten in der Sonne.

Melchior blieb stehen, sah ihm zu und wußte nicht recht, wie er die unangenehme Sache anfangen sollte. Was sollte er sagen? Daß Basilio alles verraten hatte? Das mußte schmerzlich sein für den Alten, der so manche Stunde mit dem Hirten allein blieb und großes Vertrauen zu ihm hatte. Sollte er sagen, er habe es von Leuten gehört, die auf dem Berge zur Messe waren? Wenn aber Basilio, nachdem er ihm alles gesagt, nun ebenso dem Alten gegenüber tat? Dann hätte dieser, den die Lüge vor allem zuwider war, gegen alle beide Mißtrauen hegen müssen. Während er noch darüber nachsann, hörte Zio Pietro mit kämmen auf, nahm das Tuch von den Schultern und schüttelte es aus; dann sagte er: „Melchior, sieh einmal das Tuch nach, ob etwas darauf ist . . .“

Melchior nahm das Tuch, betrachtete es aufmerksam, untersuchte auch Hals und Schultern Zio Pietro's, fand aber zum Glück nichts.

„Ihr seid so rein wie Gold,“ sagte er und dachte dabei: „Was soll ich ihm sagen? Warum soll ich dem Ärmsten überhaupt etwas davon sagen? Er ist alt und schwach — wenn er heute morgen den Weg gemacht hat, so hat er es sicher in guter Absicht getan und er ist gewiß bestraft genug durch die Demütigung, die er erfahren hat.“

Er schwieg und kehrte zu den Ziegen zurück; seine Gedanken wandten sich Basilio zu, dem er im Geiste mit ängstlicher Besorgnis folgte.

Mit seinen flinken Beinen mußte der Hirt jetzt beim Kirchlein angelangt sein; vielleicht hatte er auch Pasta schon am Brunnen getroffen und ihr die schlimmste Botschaft ausgerichtet. Vielleicht lachte sie ihn aus — wenn sie freilich, nach der Lektion der vorigen Nacht, noch zum Lachen aufgelegt war. Wenn er daran dachte, war Melchior selbst ganz betroffen über seine Kühnheit, über die Art, wie er sich davon gemacht, wie darüber, daß sie die Schläge und Beschimpfungen hingenommen hatte, ohne sie zu erwidern; er hörte es noch, wie dann die Schläge dumpf auf seine Lederjade fielen, aber er fühlte auch noch Pastas weiche warme Wange an seiner Hand. Er lachte, schrie und fluchte in sich hinein, und ohne sich dessen gerade bewußt zu sein, suchte er dabei nach dem Hasen, schüttelte und durchsuchte das Gesträuch und murmelte:

„Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen . . .“

Die erste Frage Baslios, als er mittags zurückkehrte, galt dem Hasen, der aber hatte sich nicht gefunden.

„Ich habe wohl fünfzig Credos gesprochen,“ sagte Melchior, „und den ganzen Morgen verloren; ein Wirbelwind soll Dich fortjagen, Dich und Deinen Hasen. Du wirst mir nicht mehr aus den Augen gehen, sonst hat der Spaß wahrhaftig ein Ende.“

„Wie für sie?“ frug Basilio und grinste.

Sein Herr warf ihm einen zornigen Blick zu und bedeutete ihm, zu schweigen, weil Zio Pietro zugegen war; Basilio machte ihm Zeichen mit Händen und Lippen und kniff ein Auge zu, um ihm zu verstehen zu geben, daß seine Sendung gut abgelaufen war.

Nach dem Essen, als der Alte unter dem Baume seine gewohnte Siesta hielt, wollte Melchior genau wissen, was Basilio getan, gesagt und gehört hatte.

„Als ich hinkam,“ sagte Basilio, „hörte ich, wie sie unter den Bäumen lachten und spielten, und habe mich herangemacht; sie war aber nicht dabei, weil ihre Herrschaft ihr wohl nicht erlaubt, sich schon am Morgen zu amüsieren. Da waren Herren und Damen, die Karten spielten; andere lagen auf bunten Lappen und Kissen und sagten allerlei Dummdinge. Einer schaukelte sich in einem Netz, das an zwei Bäume gebunden war.“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottemih.

Kein Forscher ist so sehr auf den Zufall angewiesen wie der Paläontologe, dessen Aufgabe es ist, die Tierwelt und die Pflanzen vergangener Zeiten kennen zu lernen. Er muß es ruhig abwarten, bis ein Zufall die Ueberreste irgend eines Lebewesens aus dem Schoße der Erde jutage fördert. Und wenn er dann wenigstens ein vollständiges Exemplar einer bestimmten Tier- oder Pflanzenart vor sich hätte. Aber in der Regel hat er irgend ein winziges Bruchstück, ein Blatt, einen Wirbel, einen Zahn, und aus diesen geringfügigen Bruchstücken soll er sich nun das Bild des lebenden Wesens rekonstruieren. Selbst in den günstigen Fällen, wo z. B. das ganze Skelett oder ein Abdruck des ganzen Tieres aufgefunden wird, ist es doch eben nur das Knochengestütz oder ein Abbild einer Tierart, kein vollständig erhaltenes Exemplar. Die Kenntnis der Tierwelt vergangener Erdperioden erstreckt sich daher nur auf die Hartteile oder die Gestalt der Wesen, von den Weichteilen ist im allgemeinen nichts erhalten. Welche große Rolle spielen zum Beispiel die Mollusken in Erdschichten vergangener Zeiten. Aber wir kennen von diesen nicht etwa den wirklichen Körperbau, die äußere oder innere Organisation dieser „Weichtiere“. Wir kennen nichts als ihre Schalen, die, obwohl sie ziemlich groß und ansehnlich sind, doch für den Körperbau und die Körperfunktionen der Tiere von keinem Belang sind. Also einzig auf die Schalen ist die Kenntnis, die Einteilung aller der vorzeitlichen Mollusken gegründet.

Bei Tieren, deren Hartteile von großer Wichtigkeit für den ganzen Körperbau sind, wie z. B. bei Säugetieren, kann uns das Skelett, ja nur das Gebiß schon eine bessere Bekanntmachung mit den Lebensverhältnissen des betreffenden Tieres vermitteln. Und doch würden wir uns ein ganz anderes Bild von den Säugetieren der Vorzeit machen können, wenn uns das Fleisch ihres Leibes erhalten wäre. Für die Mehrzahl dieser Tiere werden wir nun freilich die Hoffnung aufgeben müssen, je eine genaue Kenntnis ihrer Körperformen und ihrer physiologischen Funktionen zu erlangen. Nur der Zufall kann einmal ausnahmsweise von einem Tiere auch einige Weichteile erhalten. Es gibt ein einziges Beispiel in der ganzen Geschichte der Tierwelt vergangener Zeiten, daß ein Tier sich so gut mit Haut und Haaren, mit Fleisch und Blut erhalten hat, als wäre es eben erst verendet. In dem ewigen Eise Sibiriens sind be-

kanntlich Mammute, jene Riesenelefanten der Diluvialzeit, so gut erhalten, daß sie, durch irgend einen Zufall bloßgelegt, noch den Raubtieren Nordasiens zur Speise dienen, daß sie, erwärmt, noch bluten, als hätte man sie erst vor wenigen Stunden geschlachtet.

Schon vor nun etwas mehr als hundert Jahren fand man zum nicht geringen Erstaunen der wissenschaftlichen Welt, in der Nähe der Lenamündung einen solchen wohl erhaltenen Koloss. Seitdem sind wiederholt Kadaber des Mammuts aus dem gefrorenen Boden Sibiriens ausgegraben worden. Das letzte wurde gegen Ende 1901 mit aller Vorsicht und unter strenger wissenschaftlicher Leitung im nordöstlichen Sibirien aus seinem vieltausendjährigen Grabe aufgenommen und auf einer sehr beschwerlichen Reise nach Petersburg gebracht. Das Tier ist nun, seiner Bedeutung gemäß, nach allen Richtungen hin untersucht worden, und in diesem Sommer konnte W. Salonsky auf dem Zoologengongress zu Wien die Ergebnisse dieser Untersuchungen in einem Referate zusammenfassen. Obwohl nun auch schon früher Mammutkadaver beschrieben worden sind, weichen doch die Resultate, die man jetzt erhalten hat, in einigen Punkten recht wesentlich ab von den Anschauungen, die man sich auf Grund früherer Untersuchungen gebildet hatte.

Diese Anschauungen sind sehr gut in einer Abhandlung von Richard Pohle zusammengefaßt, die nach einem früheren Vortrage vor einigen Monaten in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ (Nr. 37) einer breiteren Öffentlichkeit übergeben wurde. Vergewärtigen wir uns vorher noch einmal das Bild dieses Riesentieres. Es war ein mächtiger Elefant, dessen gewaltige Stoßzähne indes nicht gerade nach unten gingen, sondern in einem großen runden Bogen nach oben und außen verliefen. Sie waren 3—5 Meter lang und wogen bis zu 5 Zentnern. Das Tier war mit einem dichten Pelz von langen dunkelbraunen bis schwarzen Haaren bedeckt. Es lebte in der Diluvialzeit und hatte da eine große Verbreitung von Südfrankreich an bis nach dem östlichen Sibirien. Anfangs hatte man geglaubt, daß das Mammut gleich unseren heutigen Elefantenarten ein wärmeliebendes Tier gewesen sei und daß das Elfenbein und die Kadaver vom wärmeren Asien nach Sibirien durch Wasser transportiert worden seien. Allein nachdem man die Lagerstätte von eingefrorenen Tieren näher untersuchte, blieb kein Zweifel mehr übrig, daß die Tiere da verendet sein müssen, wo sie heute liegen.

Die gute Konservierung der mächtigen Tierleichen ist dem Umstande zuzuschreiben, daß die Mammute, vom Tode ereilt, in die Erde sogenannter Aufeisstäler eingebettet wurden. Das Eis von Flüssen wurde so dick, daß es dem Wasser den Weg versperrte und dieses gezwungen war, über das Eis hinzuzufrieren und sich auch über die Ufer weithin zu ergießen. Es setzte dabei auch Schlamm auf dem Eise ab. Und diese Bildung von Eisdecken und Schlamm-schichten konnte sich in einer und derselben Gegend wiederholen. Verendete Tiere wurden also an den Ufern der Flüsse oder auf dem Eise selbst von Schlamm bedeckt, und so vor der Einwirkung der Sonnenstrahlen geschützt. Die niedere Temperatur brachte es mit sich, daß die Schlamm-schichten gefroren und wieder aufstauten. So ruhten die gewaltigen Tiere, ohne zu verwesen, Tausende, Zehntausende von Jahren.

Nun ist die Frage sehr wichtig, wovon denn diese großen Tiere in den armen Gegenden Sibiriens lebten. Da hatte man denn zwischen den Zähnen bloßgelegter Kadaver Speiseüberreste gefunden: Zweige von Koniferen, besonders Lärchen, aber auch solche von Birken, Erlen und Weiden. Lebte das Mammut noch jetzt, es würde also noch heute in der Nähe der Baumgrenze Sibiriens die genügende Nahrung finden.

Allein nach dem neuesten Funde erhalten wir doch noch ein anderes Bild von der Nahrung des Mammuts. Das Petersburger Exemplar hatte noch eben erst eingenommene Speise auf der Zunge und zwischen den Zähnen. Und worin bestand die Speise? Dieses Mammut hatte sich ganz und gar nicht mit Zweigen irgend welches Baumes genährt, es hatte vielmehr Gräser und Kräuter zu sich genommen. Und manche der Pflanzen ließen sich noch bestimmen, es waren Gräser und Seggen, wie sie noch heute an der Fundstätte des Kadavers wachsen, Tjman, Alpenmoos, der scharfe Hahnenfuß in der Varietät, die dort noch jetzt gefunden wird. Demnach war das Mammut nicht einmal an den Wald gebunden, nicht diesseits der Baumgrenze festgehalten. Es konnte auf dem ewig gefrorenen Boden der Tundras umherschweifen, es konnte sich bis an die Grenze des Binneneises und der Gletscher heranwagen.

Und hier auf Gletschereis hat das Tier, dessen Balg nun eine der größten Sehenswürdigkeiten des Petersburger Museums geworden ist, seinen Tod gefunden. Es geriet in eine Grube im Eis, zerbrach sich bei dem Fall ein paar Knochen und erlitt zugleich so schwere innere Verletzungen, daß es sein wohlgeschmedendes Futter, welches es noch auf der Zunge hatte, nicht einmal in Gemütsruhe hinabschlucken konnte. Der Tod kam, und das nachpurzelnde Erdreich, mit dem die Gletscherhöhle verdeckt gewesen war, begrub das Tier. Nun, es sollte nicht für immer begraben sein. Zum Ruhme der Wissenschaft ist es wieder aus seiner Gruft hervorgeholt worden, und nun ist ihm Unsterblichkeit gesichert.

Der Repräsentant vom Mammut, den wir hier vor uns haben, war höchstens 25 Jahre alt, es war also noch kein ausgewachsenes Tier. Der Kopf ist außerordentlich groß, die Ohren dagegen sehr klein. Trotzdem ist es kein direkter Vorfahre des kleinohrigen indischen Elefanten, da er nur vier Zehen, nicht fünf wie die heutigen Elefantenarten besaß. Der Schwanz des Mammut war spitz und lang und trug einen Büschel von 20—35 Zentimeter langen Haaren.

Auch der ganze Körper war mit 30 Zentimeter langen Borsten besetzt, unter denen noch ein kurzes Wollhaar stand. An der Unterseite des Körpers aber verlängerte sich das Haar bis zu einem halben Meter. Das Tier konnte sich getrost auf den Schnee legen. Der dicke Pelz ließ die Kälte nicht durch. Auch die Haut war weit dicker als bei unseren heute lebenden Elefanten und unter ihr lag eine Speckschicht, die bei dem jungen Exemplar am Bauche neun Zentimeter stark war.

Das Mammut ist weder durch Kälte noch durch milde werden des Klima ausgerottet worden. Das Klima Sibiriens hat sich zum mindesten seit der Zeit, wo jenes Exemplar verunglückte, nicht geändert. Ohne Zweifel ist es der Mensch gewesen, der diese Tierart zum Aussterben gebracht hat. Aus den Speiseüberresten des Menschen jener Zeiten und den Zeichnungen, die dieser von seinem großen Jagdtiere auf Elfenbein und an Höhlenwänden hinterlassen hat, geht zur Genüge hervor, daß damals das Mammut von Menschen seines Fleisches wegen eifrig verfolgt wurde. So ward es nach und nach ausgerottet.

Als das plumpe, sicher leicht zu fangende Mammut allmählich von der Erde verschwand, da war der Mensch unterdessen — vielleicht infolge dessen — zum Büchten von Hauttieren und Kulturpflanzen übergegangen. Das war der Mensch der jüngeren Steinzeit, der qualitativ, wenn auch nicht graduell auf der geistigen Stufe des heutigen Menschen stand. Anfangs beteiligte auch er sich noch an der Jagd des Riesentieres. Aber dann stieg er zu einer gesitteteren Kulturstufe empor. Seltsam ist, wie rasch es ihm gelungen sein muß, eine Menge von Tieren zu Hausgenossen umzuwandeln. In einer Höhle von Pachito bei Salerno im südlichen Italien ist jüngst wieder eine Niederlassung aus der jüngeren Steinzeit entdeckt worden. Darin waren Ueberreste der verschiedensten Haustiere erhalten. Der Hund wurde in zwei Rassen, das Rind in zwei oder drei, das Schwein und Schaf in je zwei Rassen gehalten. Auch die Pflanze war schon als Haustier vertreten. Allerdings fehlt hier das Pferd. Möglicherweise lassen sich die Ueberreste vom Pferd, die man sonst in neolithischen Höhlen findet, überhaupt nicht als Beweis dafür ansehen, daß das Pferd als Haustier gehalten wurde. Man hat es vielleicht hier nur mit Jagdtieren zu tun. Nun birgt diese Höhle aber noch eine ganz seltsame Ueberrestung: sie enthält Reste des Kamels. Wohl hat dieses Tier im wilden Zustande im südlichen Fußland während der Diluvialzeit noch gelebt, allein wie kommt ein solches Tier in der jüngeren Steinzeit nach Südtalien? Wie kommt es unter die Haustiere des Menschen? Wir können nicht umhin, diesem eine besondere Höhe der Intelligenz zuzusprechen. Konnte es nicht auch damals einen kühnen Neuerer geben, einen unternehmenden Helden, der das Kamel aus Asien oder Afrika herüberholte? Der Plan, das Tier in Südtalien einzubürgern, war für jene Zeit das Werk eines Genies. Aber es kann auch damals schon Genies gegeben haben. Der Versuch, das Kamel zu akklimatisieren, ist allerdings mißglückt, aber was schadet es? Die Knochenreste dieses Tieres in der Höhle von Pachito erzählen uns in ihrem armseligen Trümmerzustande doch etwas Unerhörtes, sie erzählen uns von einer Großtat des menschlichen Geistes in altersgrauen, vorgegeschichtlichen Zeiten. —

Kleines feuilleton.

— Ueber den Wert des Fleisches als Nahrungsmittel spricht sich der Marburger Professor der Chemie Friedr. Vernh. Fittica in einem Aufsatz „Die Chemie des täglichen Lebens“ (Novemberheft der „Deutschen Revue“) u. a. folgendermaßen aus: Von den übrigen, täglich uns gebotenen Nahrungsmitteln verdient das Fleisch am meisten Berücksichtigung, da es leider noch fast überall als wichtigstes und unerlässlichstes Nahrungsmittel gilt. Ich sage: leider, denn wenn es auch für kräftige Erwachsene verdaulich, mithin nahrhaft ist, so doch weniger für Schwache und Kinder. Die reine Fleischfaser dürfte noch eher für ein gutes Nahrungsmittel gelten, allein sehniges und fettreiches Fleisch ist derart schwer- bzw. unverdaulich, daß man es zum Essen nicht verwenden sollte. Nicht unsere Magenbestandteile, sondern auch unser Gehirn lehrt es uns, daß wir im wesentlichen Obstesser sind. Gerade Obst enthält schon diejenigen Körper fertig gebildet, in die der Magen sowie Leber, Milz und Niere die Speisen, wie Fleisch, mürsam verwandeln müssen, nämlich Zucker und zuderbildende Stoffe: sogenannte Kohlehydrate, wozu auch die Stärke gehört. Unsere ganze Verdauung geht darauf hinaus, derartige Verbindungen zu bilden, das heißt Verbindungen, die das Blut direkt aufzunehmen imstande ist. Sind sie in diesen Zustand übergeführt, so werden sie durch Blut und Nervengewebe aufgenommen; sie dienen dann dem Wachstum und der Lebenserhaltung. Ebensowenig wie das Fleisch sollte auch die Fleischbrühe als hervorragendes Nahrungsmittel gelten, um so weniger, als sie in ihrem verdünnten Zustande zugleich eine Verdünnung der Magensaftzäure herbeiführt, die, wie schon erwähnt, nur bei einer gewissen Konzentration verdauend wirken kann. Suppen indes von Feldfrüchten, wie Hafer, Gerste Reis, sind deshalb zweckmäßig, weil sie die in ihnen enthaltene Stärke zu einer Form aufquellen, dem Kleister, in der sie leichter verdaulich ist, als in gewöhnlicher, selbst sein zerriebener Form. Was ferner die zu Brot und Speisen als Zusätze gebräuchlichen Fette betrifft, wie Butter, Schweine-, Rinder- und Gänsefett, so sind sie überaus schwer verdaulich, namentlich letztere

drei. Man bestreut sie daher mit Kochsalz, das dem Magen etwas Salzsäure zuführen soll, um dessen verdauende Tätigkeit zu erhöhen. Fette von Pflanzenstoffen sind im allgemeinen leichter verdaulich als Tierfette. Im allgemeinen ist aber der Fettbedarf des Menschen nicht groß, weshalb die Zusätze zu Brot am Kaffeetisch zweckmäßig Fruchtgelee sein sollten. —

Theater.

Lustspielhaus. „Kamerad von Jed“. Komödie in vier Akten von Artur Zapp. Die Aufführung der Zappischen „Komödie“ am Sonntagnachmittag war auf dem Theaterzettel als „Vereinsvorstellung“ angekündigt; aus guten Gründen hatte die Direktion des Lustspielhauses das zweifelhafte Experiment nicht mit dem eigenen Namen decken wollen. Das Publikum war weniger bedenklich; man konnte beinahe glauben, es sei ein wirklicher Verein versammelt, um zur Ehre eines Mitgliedes die Kraft der Hände in dröhnenden Ovationen zu erproben. Die vier Aktstücke genügten dem Applausbedürfnis nicht, mitten in den Szenen brach, wie auf ein Signal, wieder und wieder der Beifall los. Ein Aufwand von Geräuschen wie man ihn selten hört, nur leider sachlich außerordentlich wenig motiviert. Das Stück ist großartig, vorstadtheatermäßig, mit billigen Mitteln sucht der Verfasser die günstige Konjunktur, die augenblicklich für Soldatendramen auf dem Markte herrscht, zu nützen. Ein netter Einfall, der für ein anspruchsloses Bühnengenrebildchen wohl zureicht, soll hier vier ganze Akte tragen!

Die ersten beiden Aufzüge sind völlig phlogonomios. Ein Herr Leutnant spielt, verliert, möchte seine Schulden durch eine Kugel in den Kopf standesgemäß begleichen und entschließt sich auf das Flehen seiner Braut, vorerst doch lieber statt ins Jenseits nach Amerila zu gehen. Alte, abgegriffene Geschichten, die durch den Import von der Novelle auf die Bühne gewiß nicht interessanter werden. Als Extrafantastion gab es ein Kasino-Festmahl, in dessen weiteren Verlauf der Kamerad seine Klünste im Couplet sowie im Cancan zeigt; die Offiziere walzen miteinander, und unter feierlichem Grabgejang wird eine Vierleiche hinausgetragen — „intime“ Schilberungen, die ganz besonders zu gefallen schienen. Endlich im dritten Akte, der ohne die vorausgeschickten Garnisonszenen genau so verständlich wäre, kommt der Autor mit seinem Einfall heraus. Man sieht den schneidigen Kameraden a. D. als simplen Kellner in der kleinen New Yorker Budite des biedereren Mr. Schwab hantieren. Er schimpft und flucht in sich hinein, aber er arbeitet. Der Hunger, mit dem er inzwischen sehr genaue Bekanntschaft gemacht, hat ihm einen Teil des alten Hochmuts ausgetrieben. Der tragikomische Kontrast wird durch einen Klub ehemaliger deutscher Offiziere, die in New York als Schaffner, Hausierer, Abmontensammler sich durchschlagen und diese Kneipe als ihr Stammlokal erkoren haben, ganz geschickt verstärkt. Auch das kollette deutsch-radebrechende Wirtstöchlein, das für alles, was einst zweifarbenes Tuch getragen, schwärmt, nimmt sich in dem Milieu nicht übel aus. Damit die Sache einen Theaterschluß erhält, muß der Leutnant Jed dann eine reiche Erbschaft machen, nach Deutschland gehen und schließlich, als auch dieses Geld verpielt ist, zerlumpt und hungrig wiederkommen, um in die alte Stellung einzutreten.

Die Darstellung gelang nicht gleichmäßig, die Kasinoszenen des ersten Aktes ließen viel zu wünschen übrig. Vortrefflich aber war Herr Lettinger in der Hauptrolle, warm und natürlich Frau Wallinger als Braut. Herr Wedmann zeichnete sich in der Rolle des gutmütigen Birtes aus und Fräulein Wendi gab die verliebte Amerikanerin sehr amüsant und drollig. dt.

Astronomisches.

ht. Die Geschwindigkeit der Erde. Die Schnelligkeit, mit der die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne fortschiebt, sowie auch die Geschwindigkeit bei ihrer Drehbewegung um sich selbst ist leicht zu berechnen. Für die letztere muß man beachten, auf welchem Punkte der Erde man sich befindet; die beiden Pole nehmen an der Drehung überhaupt nicht teil, und diese wird um so schneller, je näher man an den Äquator heranrückt. Denn da jeder Punkt auf der Erdoberfläche in 24 Stunden einmal im Kreise herumgeführt wird, so muß am Äquator, dem größten Kreise auf der Erde, die Geschwindigkeit dieser Bewegung auch am schnellsten sein. Der Äquator mißt genau 5400 Meilen; diese werden in 24 Stunden oder 86 400 Sekunden zurückgelegt. Daraus folgt, daß in jeder Sekunde 468 Meter zurückgelegt werden.

Der Breitenkreis, auf dem Berlin liegt, hat nur eine Länge von 3287 1/2 Meilen; hier beträgt die Geschwindigkeit in der Sekunde daher nur 285 Meter. Noch weiter nach Norden nimmt die Geschwindigkeit weiter ab, bis sie am Pole selbst Null wird.

Eine Geschwindigkeit von 468 Metern in der Sekunde, wie sie bei der Drehung am Äquator herrscht, ist eine ganz außerordentliche. Unsere elektrischen Schnellbahnen brachten es bekanntlich nur auf 210 Kilometer in der Stunde, das ist, da die Stunde 3600 Sekunden zählt, noch nicht 60 Meter in der Sekunde, kaum der achte Teil der Drehgeschwindigkeit der Erde am Äquator. Immerhin können auch wir Geschwindigkeiten von dieser Größenordnung erzeugen, und zwar in unseren weittragenden Geschossen, die den Lauf des Geschüßes mit Geschwindigkeiten von 1000 Metern und darüber in der Sekunde verlassen.

Aber alle Geschwindigkeiten, die wir hervorbringen können, verschwinden gegenüber derjenigen, mit welcher die Erde auf ihrer

Bahn um die Sonne fortgerissen wird. Die ganze Bahn eines Jahres hat eine Länge von rund 125 1/2 Millionen Meilen. Da das Jahr rund 31 1/2 Millionen Sekunden dauert, folgt für die Geschwindigkeit in der Sekunde fast vier Meilen. Mit einer solchen rasenden Geschwindigkeit faust die gewaltige Erdkugel durch den Raum, nach jeder Sekunde sind wir bereits vier Meilen von dem Orte entfernt, an welchem wir seihen noch waren. Planetarische Geschwindigkeit — auch die übrigen Planeten umkreisen die Sonne mit ähnlichen Geschwindigkeiten — ist daher ein Ausdruck für die schnellste Massenbewegung, die wir kennen.

Sind denn aber diese Geschwindigkeiten wirklich so ungeheuerlich, als sie auf den ersten Anblick erscheinen? Man kann die Bewegung der Erde jedenfalls noch von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachten. Geht z. B. ein hochgewachsener Mann in mäßigen Schritten dahin und führt einen kleinen Knaben an der Hand, so wird dieser ziemlich schnell laufen und sich tüchtig anstrengen müssen, um mit dem Manne gleichen Schritt zu halten. Obwohl der absolute Wert ihrer Geschwindigkeiten derselbe ist, etwa 1 1/2 Meter in der Sekunde, werden wir doch sagen, der Knabe läuft ziemlich rasch, der Mann geht verhältnismäßig langsam. Es kommt aber nicht nur auf den absoluten Wert der Geschwindigkeit an, auf die Größe des in jeder Sekunde zurückgelegten Weges, sondern auch auf das Verhältnis dieses Weges zu der Größe des bewegten Körpers. Von diesem Gesichtspunkt aber stellt sich die Bewegung der Erde wesentlich anders dar. Die Erde ist eine Kugel von nicht weniger als 1720 Meilen Durchmesser. Bei einer Geschwindigkeit von 4 Meilen braucht sie also 430 Sekunden, das sind mehr als 7 Minuten, um eine Strecke gleich ihrem eigenen Durchmesser zurückzulegen. Eine Schnecke, der man bekanntlich eine sehr langsame Bewegung nachsagt, braucht zu einem ihrer eigenen Länge gleichen Wege nur 5 bis 6 Sekunden. Sie übertrifft damit die Geschwindigkeit der Erde um das Siebenzigfache. In der Tat muß auch für einen außerhalb der Erde stehenden Beobachter diese den Eindruck hervorrufen, als ob sie mit äußerster Langsamkeit auf ihrer Bahn dahinkriecht. — Kommt sie doch in 7 Minuten erst um ihren eigenen Durchmesser weiter.

Nun können wir uns freilich nicht außerhalb der Erde begeben, um sie zu beobachten. Aber wir erblicken am Himmel neben den Fixsternen (festen Sternen, so benannt, weil sie ihren Platz bewahren) auch eine Reihe von Gestirnen, die Planeten, welche ihren Ort unter den Fixsternen mit Geschwindigkeiten verändern, die derjenigen der Erde vergleichbar sind. Der größte der Planeten, zugleich das strahlendste Gestirn, das gegenwärtig unseren Nachthimmel ziert, der Jupiter, umkreist die Sonne mit einer Geschwindigkeit, die zwar nicht so groß ist als die der Erde, aber doch auch fast 2 Meilen in der Sekunde erreicht. Aber selbst wenn wir seinen Stand von 24 zu 24 Stunden feststellen, also einer Zeit, innerhalb deren er sich um 155 000 Meilen verändert hat, sehen wir den Stern kaum von der Stelle gerückt, er ist nur achtmal um seinen eigenen Durchmesser, der 19 000 Meilen beträgt, vorwärts gekommen; um ihn ein einziges Mal zu durchschreiten, hat er volle 3 Stunden gebraucht.

Der andere schöne Stern, den wir gleich nach Sonnenuntergang jetzt im Südwesten erblicken, der Abendstern, ist der Planet Venus, welcher in seinen Dimensionen der Erde sehr ähnlich ist; die Venus ist der Sonne näher als die Erde und umkreist sie mit der größeren Geschwindigkeit von 4,8, also fast fünf Meilen in der Sekunde. Sie bewegt sich also absolut, als auch, da sie kleiner ist — ihr Durchmesser beträgt nur 1648 Meilen — in Verhältnis zu ihrer Größe erheblich rascher als der Jupiter. Immerhin braucht auch sie 325 Sekunden, das sind 5 1/2 Minute, zum Zurücklegen ihres eigenen Durchmessers. Auch sie bewegt sich also am Himmel mit einer 60mal geringeren Geschwindigkeit, als wir sie an der Schnecke als langsam zu bezeichnen gewohnt sind. —

Humoristisches.

— Offizierskind: „Sieh mal, Mama, was der Leutnant für trozige Spazierhölzer hat.“

„Aber Emma, was für Ausdrücke!“

„Ain, man kann auch schlapper Hund sagen!“ —

— Bauernstil. Eine Bauerin, die einer Dame in die Stadt Butter lieferte, schrieb auf eine neuerliche Bestellung hin folgende Karte:

Liebe Frau;

Ich kann Ihnen keine Butter mer geben da ich keine Milch mer Habe da ich ein Kalb bekomme

Gott grüßt sie

Moisia Huber

— Amerikanische Ehefrauen. Mrs. Green: „Als ich mich neulich mit Mrs. Kellow zankte, hat sie mir eine gräßliche Bervünschung zugerufen.“

Mrs. Brown: „Du solltest in die Hölle kommen?“

Mrs. Green: „Schlimmer, ich sollte ein Kind kriegen.“ — („Jugend.“)

Notizen.

— „Die einsame Insel“, Lustspiel in drei Akten von Rudolf Bernauer und Leopold Jacobson, ist vom Deutschen Theater in Hannover erworben worden. —

Verantwortl. Redakteur: Paul Büttner, Berlin. — Druck und Verlag:

— Bei Keller u. Reiner ist eine Kollektivausstellung von Interieurs nach Entwürfen von Mitgliedern der Darmstädter Künstlerkolonie zu sehen. —

— Zugangan ist uns: Ein Bücherkatalog für Kunst- und Literaturfreunde. München. Verlagsanstalt F. Bruckmann. — Wer 10 Pf. in Briefmarken einfindet, erhält — solange der Vorrat reicht — das Buchlein franco zugesandt. —

— Ernst Seger (Berlin) und Ignatius Taschner (Breslau) sind aufgefordert worden, plastische Entwürfe für ein Gustav-Freitag-Deumal in Breslau anzufertigen. —

— Eine Statue Miltons ist im Londoner Stadteil Cripplegate enthüllt worden. —

t. Rotkehlchen als Fischfänger. An einem kleinen Bache, der den Abfluß aus einem künstlichen See bildet, beobachtete kürzlich ein Naturfreund fünf Rotkehlchen, die emsig damit beschäftigt waren, zwischen den Kieseln in Vert des Baches Nahrung zu suchen. Sie flogen dann immer wieder auf eine benachbarte niedrige Mauer, und es war deutlich zusehen, daß sie dabei etwas Lebendes in ihrem Schnabel hielten. Auf den ersten Blick glaubte der Zuschauer, daß sie Würmer gefangen hätten, aber als er einen der Vögel von der Mauer aufgeschreckt hatte, fand er auf dieser sonst einen kleinen Fisch. Der Gewährsmann überwachte die Vögel noch eine Zeitlang aus der geringen Entfernung von etwa zehn Metern und sah, wie sie die kleinen Fische aus dem Wasser holten und dann immer auf die Mauer flogen, um sie zu verzehren, was sie augenscheinlich mit großem Geschmac taten. Es hatte der betreffenden Gegend sehr an Regen gefehlt, und deshalb mochte den Rotkehlchen die Insektennahrung so knapp geworden sein, daß sie sich zu einer Fischkost bekehrten. —

— Der preussische Bahnfiskus wird, wie das „B. Z.“ meldet, auf der Strecke Berlin—Breslau probeweise neue fünfachsige Schnellzug-Verbund-Lokomotiven mit vier Cylindern und vierachsige Heißdampf-Willingsmaschinen einführen, welche die schweren schlesischen Schnellzüge ohne Vorparmaschine und ohne den sonst auf der Station Sommerfeld stattfindenden Maschinen- und Personalwechsel die ganze Route schleppen. Bisher war das in Preußen auf einer 342 Kilometer langen Strecke bei weitem nicht möglich. —

— Bei der diesjährigen Pilgerfahrt nach Mekka und Medina hatten sich in den beiden Städten im ganzen 92 500 Teilnehmer zusammengefunden. —

— Eine Hochzeit vor der Trauung fand vor kurzem in Sallaach bei Gangkofen zum Gaudium der Eintwohner statt. Die Trauung war auf den 27. Oktober angelegt, da aber der Wirt des Ortes nur bis zum 26. „altes Bier“ hatte und überdies einen Grund brauchte, um Freimusic veranstalten zu dürfen, hielt das junge Paar seine Hochzeitsfeier dem Wirte und dem alten Bier zuliebe bereits vor der Trauung ab. —

Büchereinkauf.

— Dr. Max Morris: „Klemons Brentanos Leben und Werke.“ Leipzig, Max Hesse. Pr. 50 Pf. —

— Dr. Eduard Arons: „Annette v. Droste-Hülshoffs Leben und Werke.“ Leipzig, Max Hesse. Pr. 50 Pf. —

— Klara Müller-Jahne: „Ich bekenne“. Roman. Goslar. F. A. Lattmann. Preis 2,50 M. —

— Edward Stilgebauer. Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. II. Band. Im Strom der Welt. Berlin. Richard Bong. Preis 4 M. —

— Gustave Flaubert. Der Roman eines jungen Mannes. Berlin. Bruno Cassirer. —

— Ludwig Pietsch: „Aus jungen und alten Tagen.“ (Erinnerungen.) Berlin, F. Fontane u. Co. Pr. 5 M. —

— Hanns Fuhs: „Die Frau von Heute und die Liebe“. Vier Gemalte. Leipzig. Walter Köhmann. —

— Friedrich Adler: „Freiheit“. Drei Gemalte. Stuttgart und Berlin. F. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf. —

— Theodor Fontane: „Kaiserien über Theater“. Herausgegeben von Paul Schlenker. Berlin, F. Fontane u. Co. Pr. 5 M. —

— Hermann Rutherfius: „Das Englische Haus“. Band I: Entwicklung. Berlin. Ernst Wasmuth. Preis 5 M. —

— Dr. J. H. Ziegler: „Die wahre Einheit von Religion und Wissenschaft“. Vier Abhandlungen. Zürich. Kommissionsverlag des artistischen Instituts Drell Füßli. Preis 4 M. —

— Sven v. Hedín: „Abenteuer in Tibet“. Illustriert. Leipzig. F. A. Brockhaus. Preis 6 M. —

— Julius Feld: „Umgefattet“. Berlin. Gose u. Teglass. Preis 4 M. —

— „Bibliothek des allgemeinen und praktischen Wissens“. Herausgegeben von Emanuel Müller-Baden. Lieferung 23—25. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart. Bong u. Co. Preis der Einzelleistung 60 Pf. —

Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.